

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung)

„Ich wünschte, ich wär's!“ antwortete Moriz Gassel und ließ die Mundwinkel hängen. „Ich wünschte, ich hätte ein Stück Land, das mir gehörte. Aber wir Beamten sind heimatlos!“

„Sie werden sich da bös reinreiten!“ warnte August Knorred.

„So arg wird's nicht!“ meinte Moriz Gassel. „Ich habe bei meinem Bruder noch ein paar hundert Mark stehen. Die stecke ich hier in den Boden hinein. Und in zehn Jahren soll er mir hundert Prozent bringen. Denken Sie ein paar Jahre weiter. Im Mai, wenn alles blüht. Fünfundzwanzig Bienenvölker fliegen. Jede Biene bedeutet einen Apfel oder eine Birne oder einen Pfirsich. Späterhin nehme ich noch den Schulfacker dazu. Ich werde ganz Durotschin mit Gemüse versorgen!“

„Und wenn Sie nächstes Jahr verjezt werden?“ sprach der Inspektor ernst.

„Ja!“ antwortete Moriz Gassel und ließ die Mundwinkel hängen. „Das ist auch meine einzige Sorge.“

„Sie sollten sich einmal an Fürchtegott Freitag herannmachen.“ rief der Baron. „Ich glaube, der Mann muß etwas aufgemuntert werden.“

„Dem Manne ist nicht mehr zu helfen!“ erwiderte Moriz Gassel. „Das schon mein Glück bei ihm versucht. Er will sich nicht helfen lassen!“

„Biel Glück!“ wünschte Frey von Winkelberg und wandte sich zum Gehen. „Ich hoffe, Sie bald bei mir begrüßen zu können.“

Moriz Gassel machte auf diese freundliche Einladung hin eine Verbeugung, aber sie fiel sehr unglücklich aus, weil er noch immer auf dem Ballengerüst saß.

Als die beiden andern wieder auf der Straße waren, hörten sie schon wieder die herzhaften Hammerschläge, mit denen Moriz Gassel die Nägel ins Holz trieb.

„Ein ganz prächtiges Kerlchen!“ sprach der Baron. „Ich werde mein Möglichstes tun, daß er bei uns bleibt.“

„Biel zu schade zum Schulmeister!“ turrte der Inspektor vor sich hin und nickte dazu.

Nach einer halben Stunde hatten sie das Vorwerk erreicht. Rechts von der mit alten Weidenbäumen bestandenen Landstraße lag der Hof mit drei großen Wirtschaftsgebäuden, links ein kleiner Teich zur Aufzucht des Karpfensamens und sieben kleine Häuschen, in denen die Dienstleute wohnten. Bis auf das letzte standen sie leer. Da hauste der Teichwärter, ein alter, mürrischer Graubart, von dem August Knorred die Schlüssel holte. Er sperrte das breite Gutsstor auf, und sie durchschritten die leeren Gebäude. Sie waren gut in

Stand gehalten. Nur der Pferdestall hatte ein paar Löcher im Dach.

Als sie wieder im Tore standen, kam ein schwerer Wagen von der Chaussee heraufgeballert. Es war ein großer, langer Kastenwagen, hochbepackt mit Kommoden, Kisten, Kleiderbücheln und Arbeitsleuten. Born saß der alte Abraham und lenkte mit kundiger Hand die beiden bedden Keffergäule.

„Herr Baron!“ schrie er schon von weitem. „Herr Baron, nu, was sagen Sie? Bin ich nicht flink? Sie sollen sich noch wundern, und der Herr Knorred auch!“

Damit hielt er an und kletterte schnell vom Wagen herunter. August Knorred besichtigte unterdessen das Gespann. Es kam ihm sehr bekannt vor. Auch den Wagen hatte er schon einmal gesehen.

„Nu!“ lachte der alte Abraham. „Was schauen Sie so? Sollte man's glauben, der Herr Inspektor kennt seine eigenen Pferdchen nicht wieder. Was wollen Sie geben?“

„Was sollen sie kosten?“

Der alte Abraham nannte den Preis für Gespann und Wagen.

„Das ist viel zu teuer!“ rief der Inspektor enttäuscht, obgleich er von dem Gegenteil überzeugt war.

„Wie Sie wünschen!“ meinte der alte Abraham gleichgültig und hob die spitzen Schultern. „Dann nehm ich die Pferdchen und das Wägelchen wieder mit. Ich hab feste Preise. Morgen sollen Sie was Billigeres haben!“

Doch August Knorred hatte schon angeknipst. Es war wirklich das vierte Gutsgepann, das der dicke Friedländer vor knapp drei Wochen aus dem Stalle gezogen hatte. Sie waren gut gepflegt. Auch der Wagen stammte aus Brihlawe. Es fehlte an ihm keine einzige Schraube.

„Nu, Herr Baron!“ rief der alte Abraham und schwang die leichte Mütze. „Ich hab Ihnen Leute gebracht, gute Leute, gelernte Leute, die was von der Landwirtschaft verstehen. Sieben Mannsleute und vier Weibsleute. Wenn Sie einen nicht mögen, den nehme ich gleich wieder mit!“

Die Polen standen und saßen auf dem Wagen und rührten sich kaum. Stumpfsinnig stierten sie auf den Handel und sprachen kein Wort.

„Das ist der Daniel Zuppach!“ rief der alte Abraham seine Ware an. „Er kann sehr gut Deutsch.“

„Zuppach, tu das Maul auf!“ schrie er dann auf polnisch.

Daniel Zuppach grinste übers ganze Gesicht, daß die starken Backenknochen noch mehr heraustreten, tat das Maul wirklich auf, aber er sprach nicht. Der alte Abraham suchte kräftig auf polnisch und trieb ihn vom Wagen herunter.

„Wo bist du vorher gewesen?“ fragte Frey von Winkelberg.

„Bin ich gewesen Kuischer bei Panje Waslewsky,“ druckte Daniel Zuppach heraus.

„Weshalb bist du weggegangen?“

„Ist sich Panje Graf gezogen nach Paris.“

Inzwischen hatte August Anorred Gespann und Wagen zum dritten Male untersucht und trat heran.

„Nu, Herr Inspektor, wie ist's mit dem Geschäft?“

„Ihre Kömmt den Wagen dalassen und auch die Pferde. Wenn der Herr Baron damit einverstanden sind?“

„Ganz, wie Sie befinden, mein lieber Anorred,“ antwortete Frey von Winkelberg. „Ich verlasse mich ganz auf Sie. Prüfen Sie auch die Leute und treffen Sie da eine Entscheidung. Der Daniel Buppod spricht ja gerade kein glänzendes Deutsch.“

„Nu, Herr Baron!“ fiel der alte Abraham schnell ein. „Wie kann er können gut Deutsch, wo er ist ein Polack? Sie werden vielleicht doch einen Russcher brauchen. Der Daniel Buppod versteht sich auf die Russcherpferde! Er hat gedient drei Jahre in Polen bei der Artillerie. Er kann auch deutsch lesen, wenn man ihm Zeit läßt. Sie werden schon mit ihm zufrieden sein. Sie sind reell bedient, Herr Baron! Wofür bin ich der alte Abraham!“

August Anorred hatte unterdessen die Leute angesehen. „Groß und stark sind sie, und gesund auch!“ entschied er zufriedengeföhlt.

„Nu, Herr Anorred!“ fuhr ihm der alte Abraham in die Parade. „Wenn ich schon Leute besorge, dann sah' ich doch nicht ins Krankenhaus!“

„Sind sie auch alle ledig?“ fragte der Inspektor.

„Reinen Sie, ich hab einen Handel mit kleinen Kindern? Haben Sie in Brichlawe noch nicht genug davon? Sie haben doch schon zwei deutsche Schulen. Wollen Sie noch eine polnische bauen?“

Frey von Winkelberg lachte, und August Anorred schloß das Thor des Vorwerks und steckte den Schlüssel ein. Doch der alte Abraham war noch nicht fertig.

„Nu, Herr Baron!“ drängte er hartnädig. „Wie ist es mit dem Inventar? Ich werd das alte Inventar zurückkaufen, wo ich's kriegen kann. Und was ich nicht kriegen kann, das besorg' ich zu zivilen Preisen wo anders her. Was Sie nicht mögen, nehm' ich wieder mit. Kein Perzentchen verdien' ich an Ihnen. Nur um die Einführung ist's mir zu tun!“

„Sollten Sie sich nur an Herrn Anorred!“ winkte ihm der Baron ab.

„Der Herr Inspektor ist ein Antisemit, aber ein Antisemit, der mit sich reden läßt.“ Damit griff der alte Abraham wieder nach den Zügeln, doch er machte noch einmal kehrt. „Nu, Herr Baron, Sie werden doch nicht denken, daß ich kann leben ohne Perzente. Sie haben da unten an der Chaussee zwei Teiche mit Karpfen. Wollen Sie mir das Geschäftchen geben? Ich leg das harte Geld gleich auf den Tisch!“

„Schon gut!“ lachte Frey von Winkelberg. „Das machen Sie nur mit Herrn Anorred ab. Ich will nicht, daß sie um Ihre Perzente kommen!“

„Herr Baron!“ rief der alte Abraham ehrlich begeistert. „Sie sollen leben und gesund bleiben, tausend Jahre! Sie sind kein Antisemit! Nu, Herr Anorred, wollen Sie mitfahren?“

„Fahrt nur zu!“ erwiderte der Inspektor mährisch. „Ich geh zu Fuß.“

Der alte Abraham knallte mit der Peitsche, die Pferde zogen an, und August Anorred wollte dem Wagen nach. Frey von Winkelberg blieb stehen.

„Befehlen der Herr Baron noch etwas?“

„Nichts, mein lieber Anorred. Wenn Sie mit ihm einig sind, geben Sie ihm nur das Inventarverzeichnis. Dann brauchen Sie übermorgen nicht nach Breslau. Ich denke, wir können uns auf ihn verlassen.“

„Ich hätt's nicht geglaubt,“ sagte August Anorred ehrlich. „Der Wagen ist wirklich erstaunlich hüßlich.“

„Kein Wunder!“ erwiderte der Baron. „Wenn er vor drei Wochen für ein Spottgeld verschleudert worden ist! Und sperren Sie sich nicht, wenn er die Karpfenteiche etwas niedrig toriert. Verdienen muß der Mann.“

„Herr Baron!“ warf der Inspektor ein. „Er wird schon nicht zu kurz kommen, der alte Abraham. Wenn wir ihn die Teiche vorher geben, wird er uns nicht gut bedienen!“

„Also nachher!“ entschied Frey von Winkelberg. „Lassen Sie sich nicht aufhalten, ich gehe über die Felder.“

August Anorred marschierte mit langen Schritten dem Wagen nach, und der Baron schlenderte einen Feldrain entlang, kam auf die Straße nach Dvorsimire, die mit jungen Ebereschen bepflanzt war, und stieg gemächlich den Wind-

mühlberg hinan. Lautlos sädherten die vier ungeschlachten Flügel durch den klaren Winterhimmel. Vor der Mühle stand ein Wägelchen, auf das Säcke geladen wurden. Ehe Frey von Winkelberg heran war, machte sich das Bauerlein mit seinem Rehl davon. Christian Reuschel aber, der Müller, blieb stehen und zog devot die Mähe.

„Der gnädige Herr haben sich wohl die Felder angesehen?“ begann der Müller und machte dabei eine Miene, als könnte er kein Wasserlein trüben. Frey von Winkelberg gefiel das grobe aufgedunsene Gesicht, aus dem zwei scheue listige Auglein zwinkerten, nicht sehr. Doch er bezwang seinen Widerwillen und gab eine freundliche Antwort. Auf ein Gespräch aber ließ er sich nicht ein. Christian Reuschel wischte sich mit dem bemüllerten Ärmel über die Nase und schaute mit einem höhnischen Gesicht dem Baron nach.

„Hat sich was, Baron!“ dachte er. „Schulden hat er wie ein Baron, sonst nichts!“

Frey von Winkelberg aber trat wieder ins Dorf und ging ins Bretscham, um ein Glas Bier zu trinken. Franz Wiegelt machte einen tiefen Bückling und öffnete das Herrenzimmer. Aber der Baron setzte sich in die große Gaststube auf die Bauernbank und tat so, als sei er ein ganz gewöhnlicher Mensch. Die Bauern, die hereinkamen, und besonders Franz Wiegelt, rechneten ihm das hoch an. Endlich erschien auch Fürchtegott Freitscher, der schon wieder das graue Kleid hatte. Er setzte sich auf seinen Platz, trank sich aus einer Literflasche Mut und begann auf die großen Herren zu schimpfen. Das war sein Morgen- und Abendlied. Franz Wiegelt verbot es ihm leise und wies auf den Baron. Der Bauer riß die Augen auf.

„Prosit!“ rief Frey von Winkelberg zu ihm hinüber und hob das Glas.

Fürchtegott Freitscher erhob sich, streckte den abgezehrten Hals vor und starrte den Baron an wie ein Gespenst. Plötzlich ging ihm ein Licht auf.

„Nu da, nu da!“ grinst er, kam herübergewankt und stieß an. „So eine Ehre, so eine Ehre! Die kommt nicht alle Tage.“ Dann nahm er stehend einen langen Schlud. „Sie haben ein Herz für die kleinen Leute. Aber die anderen Grafen und Barone, die müssen alles herausgeben. Das wird dann unter die kleinen Leute verteilt. Eher aber wird kein Trede im Land!“

„He!“ lachte Frey von Winkelberg. „Weshalb soll ich grade eine Ausnahme machen?“

„Nu!“ grinst Fürchtegott Freitscher mit der bligartigen Heftigkeit eines Trunkenen. „Sie werden die kleinen Leute schon nicht auffressen. Sie haben doch selber nichts!“

Der Baron nickte betroffen und schwieg. Unterdessen hatte sich August Anorred mit dem alten Abraham bis auf die Karpfenteiche geeinigt.

„Können Ihr nicht auch das Geld heranschaffen?“ fragte der Inspektor. „Aber zu vier Prozent. Daß wir von Bartenstein und Levisohn ganz loskommen. Wenn wir in den ersten fünf Jahren eine schlechte Ernte haben, sitzen wir drin.“

„Ich könnt schon,“ antwortete der alte Abraham offenerzig, „aber ich werd mich hüten. Wo sind die Sicherheiten? Wenn der Baron morgen stirbt, ich will's ihm nicht wünschen, aber kein Mensch ist sicher vor dem Tode, dann bin ich pleite. Kinder sind nicht da. Und wenn sie da wären, wer gibt mir die Garantie, daß der junge Baron bezahlt? Er wär dünn, wenn er's täte. Das Majorat bleibt ihm, und auf die andere Erbschaft kann er schon verzichten. Und wenn die Nebenlinie drankommt? Eine faule Sache, so ein Majorat. Der Bartenstein und der Levisohn, die hatten's schon aus. Wenn die einmal Konkurs anmelden, gib't's noch immer eine schöne Masse!“

Dann ging er zu Fuß auf Duschelau zu, das Inventarverzeichnis trug er in der Tasche.

(Fortsetzung folgt.)

### Der Spargel.

Eine hauswirtschaftliche Anekdote.  
Von L. Malken.

Unter den Frühlingsgentianen nimmt er ohne Zweifel den ersten und vornehmsten Platz ein. Mit Recht. Denn er erscheint in so kurzer Folge, daß seine Anhänger ihn während seiner sechs-wöchigen Herrschaft gehörig auskosten wollen. Vom 1. Mai bis Johanni ist er vollwertig, was vorher erscheint, kommt aus

dem Süden und Belgien und hat meist durch den Transport gelitten. Alle Gemüse reifen leicht. Der Spargel ist nur ganz frisch gekostet eine wirkliche Delikatesse. Und selbst unsere vorzüglichsten Köchinnen können nur als schöner Beifall Anspruch auf Anerkennung erheben.

Ueber die Aufbewahrung ist viel gestritten worden, aber neben dem Gesagten möchte ich nur noch hinzufügen, daß das Frischhalten im Wasser geradezu ein Unfug ist. Wer ihn aufbewahren muß, lege ihn trocken wie er ist in sauberes weißes Papier verpackt in den Eisschrank, oder sofern dieses Möbel fehlt, über Nacht aus offene Fenster — am besten wo Weizung ist. Diese behändige Kühlung erhält ihn frisch. Selbstverständlich nehme man die Kräfte nicht ungebührlich lange aus. Auch die sorgfältigste Aufbewahrung schädigt das Aroma.

Die Zubereitung richtet sich nach dem Geschmack. Die laudlichste Darbietung ist wohl der Spargel in zerlassener Butter, die möglichst heiß zu reichen ist, da sie so das Aroma des Gemüses erhöht. Feinschmecker bevorzugen die geschlagene Butter und hartgekochte Eier. Es ist auch hier wieder zu betonen, daß der Spargel selbst sehr heiß zur Tafel gegeben werden muß, und es empfiehlt sich, ihn auf einer sehr heißen Schüssel, worauf eine ebenfalls gefaltete Serviette liegt, zu Tisch zu bringen.

Die Italiener genießen den Spargel mit Butter und geschlagenem Parmesankäse, was nicht zu verwerfen ist; das Gericht kommt außerordentlich fein; es würde z. B. mit gerösteten Tomaten als selbständiges Gericht für die Abendtafel eine sehr feine Schüssel bilden. Wer den Spargel als Mischung liebt, möge ihn mit Norkeln oder feinen Säugen als Bruchspargel servieren; dabei ist zu bedenken, daß man die Köpfe zehn Minuten später in das kochende Wasser wirft, da sie schneller weich werden. Jedes der Gemüse ist besonders zu kochen, die Norkeln in Butter zu dünsten, die Schotenkörner mit wenig Wasser, Butter und einem Eßlöffel Zucker zu kochen. Das Gemüse wird zuletzt gefalzen und mit ein wenig Sahne und Mehl bündig gemacht. Feingehackte Petersilie ganz zuletzt damit vermischt — ohne wieder aufzukochen. Dieses Gemüse eignet sich recht gut zu kalter Beilage, Spargel mit Norkeln ist für einen Spargelrest zu verwenden.

Außerordentlich fein als kaltes Gericht schmeckt der Spargel in einer gut gefühlten Majonnaise, die mit Krebszwangeln oder Garnelen bereichert wird. Auch als Salat mit Essig, Del, Salz, wenig Pfeffer und einigen Kapillathesen vermischt ist er nicht zu unterschätzen.

Als Beigabe zu Suppen mit Butter, zu geräucherter Lachs, als Pastete — versteht er niemals seinen Zweck, die Reize der Tafel zu erhöhen.

Für die Krönungsküche dürfte er zumeist wohl als dichtes Gemüse Verwendung finden, schon deshalb, weil dafür nicht die Auslese in Betracht kommt und auch eine zweite Sorte, die natürlich frisch sein muß, genügt. Man verwendet die bekannte holländische Tunke oder eine Sahnetunke. Recht gut schmeckt auch eine solche von feinen Kräutern, die mit Schivimweil, Spargelwasser und einem Eigelb zubereitet ist. Alle Tunken, das ist zu betonen, dürfen nicht scharf sein, das Aroma des Spargels darf niemals überhört werden. Und es gilt als eine feine Kunst, die Zusammenstellung so zu mischen, daß auch die verdünnteste Zunge auf ihre Kosten kommt.

Eine andere Mischung des Spargels ist mit Mohrrüben, die feingehackten und sehr jung sein müssen, zu erwähnen. Die beiden Gemüse können zusammen in kochendem Salzwasser gar gekocht werden. Die Brühe, die nicht viel mehr sein darf als für die Portionzahl nötig ist, wird mit einer heißen Mehlschwitze bündig gemacht und mit Salz, Zucker und etwas Petersilie gemischt.

Eine vorzügliche warme Schüssel, die auch für den bescheidenen Haushalt zu erschwingen ist, kann von Bruchspargel, einem halben Pfund in Butter geschmorten Norkeln, kleinen Fleischklößen, die in Spargelwasser gar gekocht sind und mit Butter gedämpften Reis hergestellt werden.

Das Spargelwasser, das man immer nur gerade in der aller-nötigsten Menge hinzugeben soll, ist immer als Suppe zu verwenden, da es für den menschlichen Organismus außerordentlich wertvoll ist.

Bei der Vorbereitung des Gemüses verfährt man möglichst vorsichtig, d. h. man wäscht die Pfeifen unter fließendem kaltem Wasser, daß der Sand aus den zarten Schuppen der Köpfe herausgeht und schält nach dem Waschen mit scharfen Messern und zirkelnd zwei Fingergliedern weit unter dem Kopf, beginne mit dünnem Einsatz und schält unten je nach Qualität des Spargels etwas höher. Je fetter und besser er in der Sorte ist, umso zarter sind seine Hüllen.

Beim Einkauf koste man eine Probe, ob er nicht bitter ist und wie es weiter beim Schälen, um die bittere Pfeife fortzuwerfen, die das ganze Gericht verderben würde.

Der ausgedehnteste Spargelbau in Deutschland befindet sich bei Braunschweig; aus diesem Grunde gilt der Braunschweiger Spargel als der beste und ist gärtnerisch bekannt als Nahrung von Braunschweig. Indessen nicht minder gut ist der Lübecker und der märkische Spargel, den wir unter dem Namen Weißer kennen. Große Kulturen züchtet Hannover, die Umgegend von Holmar und Erfurt. Auch die Dresdener Deide hält auf zarten und erlesenen

Spargelbau. Aromatisch verfertigt die Pariser. Während in Belgien große Kulturen gezüchtet werden, ist man in Holland nicht minder gut verfertigt. Indessen gilt der Holländer als etwas herb.

Die grün beschriebenen Pfeifen wachsen auf Italiens Erde und werden von uns mit Unrecht etwas mißtrauisch angesehen. Ihr Geschmack ist fein und aromatisch. Unsere Hausfrauen betrachten auch die blauen Spargelköpfe mit wenig Wohlwollen. Aber zu Unrecht. Der Geschmack leidet unter dem blauen Hütchen nicht. Man sagt, der Wind sei scharf darüber hingestrichen, darüber sei die zarte Pfeife erschrocken und blau angelassen. Für die große Tafel, an der man nicht nur mit dem Gausen, sondern auch mit den Augen geniest, ist es natürlich schöner, wenn das Gericht einfarbig mit seinen zarten Leibern auf der Platte oder im Spargelkorb erscheint. Aber der, der auf dem täglichen Tisch Platz findet, sollte auch mit seinem blauen Hut für voll angesehen gelten.

Zuletzt ein Wort über Spargelessen. Die Verührung mit dem Stahl gilt als verdornt. Die alte Sitte gestattet die angebotene fünfzählige Gabel. Denn diese Essensart nicht zulassen, zerknicken die Stange und wickeln sie geschickt um die silberne Spitze. In Amerika gilt die Gänge für zulässig. Ein zierliches Werkzeug von Silber oder Nickel — vielleicht auch von Gold. Aber nur Multimillionäre oder Ozeanfahrer können sie sich leisten.

### Dom Kudud und Kududsruf.

Die Bedeutung des Kududsrufs für unser Volkleben hängt zweifellos damit zusammen, daß der früher mehr als heute rätselhafte Vogel seiner Absonderlichkeiten wegen als mit übernatürlichen Kräften ausgestattet und zu den Göttern in näherer Beziehung stehend gedacht wurde. Er erscheint im Volksglauben vielfach als Diener der Gottheit oder wohl gar als der (verwandelte) Gott selbst, so in den Lebensarten: „Da weiß der Kudud — Boh Kudud, d. i. Gottes Kudud! Nach E. M. Arndt war es ehemals verboten, den Kudud zu töten. Der Kududsruf: „Da schlage das Wetter (der Donner) drein!“ und läßt vermuten, daß der Kudud zu dem Donnergott Donar in näheren Beziehungen gestanden hat. Donar, der mit seinem Hammer die Winterriesen tötete, der im ersten Frühjahrsgewitter der Erde den belebenden Regen spendete und ihr Fruchtbarkeit verlieh, wurde auch als Frühlingsgott verehrt. Einer seiner Lehren war der Kudud, dessen Erscheinen überall fruchtig begrüßt wurde. Nach Jakob Grimms „Mythologischem“ haben wir Frühlingssänger, wenn der Gaud Kudud gaudi und jubelt. Die Beziehungen des Kududs zu Donar, dem segnenden Gott, ergeben sich daraus, daß man nach seinem Rufen das Wetter und den Ausfall der Ernte zu bestimmen suchte:

Wenn der Kudud im März viel schreit,  
Dann man sich auf einen hohen Frühling freuen.  
Wenn der Kudud nach Johanni singt,  
Einen kalten Herbst er bringt.  
Wenn der Kudud nach Johanni schreit,  
Prophezeit er reure Zeit.

Wenn der Kudud um Johanni aufhört zu singen, so soll es zeitig anfangen zu frieren; wenn er bis Peter Paul (29. Juni) singt, so hofft man auf einen warmen Herbst. Schreit der Kudud nach Johanni, so wird der Wein herb. Die dem Kudud einst beigelagte göttliche Bedeutung wurde unter dem Einfluß des Christentums in eine teuflische verkehrt. Der Kudud galt nun als teuflischer Vogel oder als Teufel selbst, so in den Lebensarten: „Das glaube der Kudud! Der Kudud ist los! Der Kudud soll die Hölle!“ u. a. Das „Athenäum“ von Claudius lautet in seiner 7. Strophe:

Der Moosberg ist der lange Herr Phlister;  
Und macht nur Wind wie der,  
Es tanzt der Kudud und sein Küster  
Auf ihm die Kreuz und Quer.

Die Ausdrücke „Der Kudud und sein Küster“ haben verschiedene Auslegung erfahren. Unter dem Küster versteht man gewöhnlich den Wiechopf, der einige Tage vor dem Kudud bei uns eintrifft. Grimms „Wörterbuch“ schreibt zu der Formel: „Die Medenburger sagen, der Wiechopf sei des Kududs Küster; denn wenn sich der mit seinem närrischen Gelächter und Geschrei auf den Bäumen hören läßt, so läßt sich auch bald hernach der andere Narr, der Kudud, hören; denn ich halte die zwei für Narren unter den Vögeln.“ In Grimms „Mythologie“ wird ähnliches darüber berichtet. Mannhardt meint, daß der Name „Küster“ vielleicht auf des Kududs segnenden Einfluß bei Ehebindnissen als Vertreter Donars hinweise. Simrod dagegen behauptet, daß der Wiechopf des Kududs Küster sei, sei für Volksglauben nicht gegründet, wenn er gleich eine Gemeinschaft zwischen beiden annimmt. Der Kudud bedeutet hier den Teufel, für den des Kududs Name noch täglich gebraucht wird. Einen Küster hat er, weil in der längsten Nacht die Kirche ihm zu gehören scheint.“ So hätte auch Sanders recht, der für „Kudud und sein Küster“ Teufel und Teufelspöpsel setzt, und Wandler könnte gleichfalls beigestimmt werden, wenn er meint, daß „der Kudud und sein Küster“ ähnlichen Sinn haben wie „der Teufel und seine Schwärmer“.

Nach einer Sage ist der Kudud ein wegen seiner Darchtheit verwandelter Adler, dessen mit Löwe Frau mit ihren sechs

Lächeln als Siebengezeiten an den Himmel verlegt wurde. In diese Sage erinnert folgender Spruch:

Englische Krankheit verschwinde  
Wie der Tau vor der Sonne,  
Wie der Rauch vor dem Siebsterne!

In Streif gibt es die Lebensart: Sie läben als Rauch vor Siebsterne, d. h. sie leben in Unfrieden und meiden sich daher.

### Vermischtes.

\* Was die englischen Soldaten von Ypern erzählen. Interessante Stellen aus Tagebüchern und Briefen englischer Soldaten, die die Schlacht bei Ypern miterlebten, werden in den „Times“ wiedergegeben. Von dem Beginn der Schlacht erzählt ein Kanonier in seinem Tagebuch: „Donnerstag, den 22. April. Wir hatten heute einen sehr ruhigen Tag, aber es wird bald heiß hergehen, da auf unserer linken Flügel ein starker Angriff erfolgte... Dieser Angriff schritt fort, und wir mußten schleunigst zu unsern Kanonen, als wir etwa gegen sechs Uhr morgens den ersten Schuß gaben. Wir eröffneten das Feuer auf 3000 m mit Lobditt. Wir gingen 200 m zurück, dann nochmals 200 m. So wußten wir genau, daß etwas nicht in Ordnung war. Doch als wir wieder 200 m vorgingen, dachten wir, alles sei wieder sicher. Der nächste Befehl war „Feuer alle 30 Sekunden“ und danach „Feuer einstellen und zur Munitionserneuerung vorbereiten“. Unsere Batterie wurde beschossen, und wir verloren vier Mann. Ein Geräusch ließ uns, daß unsere Mittellinie zurückgegangen und daß wir völlig eingeschlossen seien. Wir weigerten uns, das zu glauben. Wir sahen ein oder zwei französische Kolonialsoldaten auf uns zukommen und erhielten kurz darauf den Befehl, die Kanonen zum Vorführen bereitzustellen. Wieder hofften wir, daß die Sache gut stünde. Die ganze Zeit Granaten, Granaten mit großer Explosivkraft. Die Gespanne kamen heran und brachten neue Munition. Sie erzählten uns Neuigkeiten, die nicht schlecht klangen. Dann kamen Kanonengespanne, die unsere Kanonen zurücknehmen sollten, und wir erkannten, daß es nicht unsere eigenen waren. Da wußten wir, daß es sehr ernst stand. Unsere eigenen Gespanne waren fort, und diese anderen hatten schon die eigenen Geschütze aus dem Feuer geholt, ehe sie zu uns kamen. Ein Mann besetzte jede Kanone, und die andern blieben bei den Wagen und den Berwundeten. Die Gespanne mußten zweimal fahren, und während wir auf ihre Rückkehr warteten, mußte ich einen Berwundeten in Deckung bringen. Wir mußten quer über die Feuerlinie. Granaten flogen um uns herum. Es war eine furchtbare Zeit...“ Ein anderer Soldat erzählt von dem ersten Eindruck, den er von den Deutschen empfing: „Wenn Ihr das geistige Zusammenwirken einer großen Menge und einer großen Furcht kennt, werdet Ihre unsere Gefühle verstehen. Ich selbst zitterte; alles schien so unwirklich und gräßlich. Natürlich fürchteten wir die ganze Zeit wie wild, und wir sahen viele Deutsche fallen. Aber gleich stand anstelle des gefallenen ein anderer Mann, sodas es ganz gleichgültig schien, wie viele wir verwundeten. Ich habe eine unendliche Erinnerung an Gasgeruch und an das Geräusch von Granaten, die über unsere Köpfe hinwegsausten. Granaten explodierten um uns her. Wir erwarteten, daß die Deutschen herankommen würden, und ich glaube, sie kamen bis zu uns. Ich weiß, daß uns besoffen wurde, uns zurückzuziehen und daß wir durch den Verbindungsgraben weiter hinten in einen alten Schützengraben gelangten, in dem Wasser stand. Wir gingen so ruhig zurück wie möglich und nahmen unsere Berwundeten mit, darunter auch ein oder zwei, die unter den Wirkungen der Gase zu leiden hatten. Während unseres Rückzuges feuerten wir immer weiter und jubren damit fort, als wir den zweiten Schützengraben erreicht hatten. Unsere Gewehrläufe wurden ganz heiß. Wir waren alle furchtbar angestrengt. Dann kam die Nacht. Wir gingen wieder zurück, schossen aber weiter. Wir benutzten unsere Gewehre, wie es gerade kam: als Bajonett oder als Keule. Wir vereinigten uns mit der ersten herankommenden Brigade. Ich hatte das Land, außer bei Nacht, nie gesehen. Ich wußte nicht, wo ich war, aber wir blieben beisammen und erreichten eine Straße. Ich glaube, es war die St. Julien-Straße...“

\* Eine Ausstellung deutsch-französischer Gegenstände in Frankreich. Ein bezeichnendes Licht auf die Erfolge des deutschen Wettbewerbs im Welthandel wirft eine Eingabe, die die französische Regierung der kleinen Fabrikanten an den Handelsminister in Paris gerichtet hat: „Wir haben die sicheren Beweise für unsere Armut in Erzeugnissen erhalten, die früher einmal den Ruf der französischen Fabrikation beugneten. Wir waren erschreckt, als wir bemerkten, daß wenigstens 200 deutsche Kollektionen sich am Pariser Walle befanden, die fast alle außerordentlich reich an Modellen waren. Die Häuser, von denen die Modelle stammten, hatten augenscheinlich nur einen Vertreter in derselben Stadt. Bei dem lebhaften Interesse, die die Sache für uns hatte, haben wir Nachforschungen über die Durchschnittsziffer der Geschäfte angestellt, die diese Vertreter deutscher Häuser gemacht haben; jeder Vertreter empfing Bestellungen im Werte von 12-15 Hunderttausend Fr. im Jahre. Das war gewiß ein schönes Ergebnis für einen einzigen

Vertreter, der mit nur einem Angestellten arbeitet. Schließlich war uns der deutsche Wettbewerb nicht unbekannt, ach nein, aber wir hielten ihn nicht für so furchtbar. Das war nicht mehr Konkurrenz, das war die Eroberung des französischen Handels. Deshalb, Herr Minister, glauben wir, daß eine Ausstellung von deutsch-französischen Artikeln in diesem Augenblicke für den Handel unseres Landes nützlicher wäre als die bedeutendsten Ausstellungen französischer Artikel.“ Ob es wohl auf so einfache Weise möglich sein wird, die Kräfte, die zu der Ueberlegenheit des deutschen Wettbewerbes geführt haben, für alle Zeiten zu besiegen?

### Büchertisch.

— Eine Frage! Wie erhalten wir der Zukunft die erhebenden Kräfte dieses Krieges? Von Johannes Marbod. Verlag Julius Springer, Berlin, 1915. Preis 0.50 Mk. Eine Klugschrift zum Kriege, deren Inhalt das Gegenteil bringt von dem, was die meisten nach dem Titel erwarten dürften, nämlich den Hinweis auf positive Arbeit für den nahenden Boden der Grenzlande. Der Verfasser erinnert an die einmütige opferfreudige Bewegung, die unser Volk durchdrang, als es von allen Seiten überfallen wurde. Dieser Hochstand des Volksempfindens soll, so meint der Verfasser, dadurch zu einem dauernden gemacht werden, daß man ihm eine große nationale Aufgabe auch nach dem Kriege zuweist. Diese Aufgabe soll nach dem Kriege darin bestehen, in den neuen Grenzgebieten in Ost und West eine „Ausanschließelung“ in die Hand zu nehmen, durch welche die bisherigen Bewohner veranlaßt werden, auszuwandern und so freien Raum für deutsche Ansiedler zu schaffen. Eine kräftige Ansiedlungspolitik wird in gewissen nachbarlichen Verhältnissen Unterstützung finden, nämlich in dem Bevölkerungsmangel in Frankreich und der barbarischen Russifizierung der Westprovinzen Rußlands. Die Bewohner der hinter unseren Truppen liegenden Gebiete wollen gar nicht bleiben. Sie haben nur die eine Frage: Werden wir für das Land entschädigt? Diese Entschädigung in Friedenszeiten dem besiegten Gegner aufzuerlegen, muß ein Hauptziel des uns aufzunehmenden Kampfes sein. Eine solche Siedlungspolitik wie sie Rom groß und stark gemacht und dem Osten deutsche Kultur gebracht hat, dürfte eine ganze Reihe unmittelbarer Vorteile haben. Sie würde dem Landbauverfall abhelfen können und durch Schaffung von Arbeit die Zahl der periodisch Arbeitslosen und damit der Unzufriedenen vermindern. Sodann würde sie den wertvollsten Stand, die Bauern, an Zahl und Kraft mehren und härten. Und das nicht nur durch unsere eigenen Bauernöhne, die bisher kein eigenes Anwesen haben konnten, sondern auch durch Zugang deutscher Kolonisten aus anderen Ländern, wo sie infolge des Krieges ganz besonders hart bedrängt werden, wie z. B. die Schwaben am Schwarzen Meer und an der Wolga. Sie wäre auch eine wirtschaftlich vorrätigere Form der Kriegsentchädigung, da sie zu nachhaltiger produktiver Arbeit zwingt. Sie ist in letzter Linie eine Erweiterung unserer Eigenproduktion und bedeutet eine größere Unabhängigkeit unseres Binnenmarktes. Was das aber sagen will, das sind wir in diesem Kriege besonders gewahr geworden. Mit ihrer Richtung auf das Positive und bei der nationalen Bedeutung der hier erörterten Frage ist das Studium der Schrift jedem Vaterlandsfreunde auf das wärmste zu empfehlen.

— Dindenburg-Anekdoten. Zweite Serie. 1. bis 10. Tausend. 1915. Verlag von Reichheim & Co. in Mainz. Preis geh. 20 Pf. — Die weitere Serie der Sammlung enthält nach dem einen kurzen Vorwort: „Unser Dindenburg“ zahlreiche unterhaltende Einzelzüge aus dem Leben und Wirken unseres populärsten Heerführers. Die Lektüre bereitet einen erfrischenden Genuß, an dem man auch unsere tapferen Feldherren draußen durch Zusage des Bestehens sollte teilnehmen lassen.

### Kapitel-Rätsel.

Beckenstein, Zigarettenliste, Reisender, Wanderer, augenblicklich, Reederer, Dungenrot, Verschwendung, Indigo, Häßlichkeit. In vorstehenden Wörtern ist der Reize nach je eine Silbe eines Zitats aus Schillers „Wallenstein“ enthalten.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Stat-Aufgabe in voriger Nummer:  
Abkürzungen: tr = Treff, p = Pique, c = Coeur, car = Carreau  
trB = Treff-Bube, pA = Pique-As, cD = Coeur-Dame usw.  
Vorhand hat unverlierbares Null swert: tr7, tr8, tr9, trZ, trD, trK, car7, car9, carZ, carA, im Stat liegen c7 und p9, hinterhand bekommt den Rest. Spielgang:  
1) A. carA M. carD D. car8 = - 14  
2) B. carZ M. carK D. cZ = - 24  
3) B. trZ M. trA D. carB = - 23  
Sa. = 61 Augen.